

Einführung

1 Thematische Annäherungen

Das menschliche Sterben gilt als eine unabwendbare biologische Tatsache, seine Gestaltung und Interpretation unterliegen jedoch kulturellen und historischen Bedingungen. Wie das Sterben gesehen, interpretiert, dargestellt und erlebt wird, ist nicht ‚naturgegeben‘ oder ‚zwangsläufig‘. Vielmehr ist es eine kulturelle Leistung, dem Lebensende Bedeutung zu geben. So wie sich Kultur im Wandel befindet, unterliegt auch der Blick auf das Sterben und die Gestaltung von Sterbeprozessen einer kontinuierlichen Veränderung. Sterben ist stets geprägt von den Vorstellungen, Ritualen und Konzepten des Sterbens der jeweiligen Zeit und Gesellschaft. Sterben ist insofern ein besonderes Thema im Spannungsfeld von objektiver Faktizität, kultureller Plastizität und individuellem Erleben.

Um dieses Ensemble von Bedeutungen, Gestaltungen und Praktiken um das Sterbethema begrifflich zu fassen, möchten wir in diesem Sammelband den Bildbegriff vorschlagen. *Sterbebilder* können gleichermaßen verstanden werden als individuelle und gesellschaftliche Bilder im Kopf (z. B. Vorstellungen) und als kommunizierte, visuelle oder gegenständliche Bilder in der äußeren Welt (z. B. Bilder an der Wand, Gleichnisse und Metaphern in der Sprache). Indem der Bildbegriff so mentale Konzepte, äußere Gestaltungen und sprachliche Bilder verbindet, schlägt er eine Brücke zwischen Sinn, Sinnlichkeit und Kommunikation. Aktives und Passives, Spontanes und Widerständiges sind hier vielfach, untergründig und schwer durchschaubar verbunden. Das macht den Bildbegriff schwierig und attraktiv. Denn er vereint so Bestimmtheit und Unbestimmtheit in sich und ist daher hilfreich, um die vielschichtigen Phänomene des Ausdrucks und der Artikulation des Menschen zu beschreiben. Das gilt dann auch und vielleicht besonders für das Sterben. Letzteres ist nicht nur eine Extremsituation des Menschen. Vielmehr ist, wenn der Mensch das Tier ist, das prinzipiell um seine Endlichkeit weiß, der bewusste oder verdrängende Umgang mit dem Sterben etwas zutiefst Menschliches. Hinzu kommt noch ein anderer Befund, der die Intimität von Bild und Tod unterstreicht: Es gibt die begründete Vermutung, dass aus verzierten Schädeln von verstorbenen Angehörigen das spätere äußere Bild geworden ist (vgl. Krüger 2020: 135). Folglich eignet sich der Bildbegriff nicht nur aufgrund seiner Zwischenstellung

zwischen Sinn, Sinnlichkeit und Sprache und seines Bezugs auf das spezifisch menschliche Endlichkeitsbewusstsein, sondern auch aufgrund seiner genetischen Verankerung, um das nur multiperspektivisch zugängliche Phänomen des Sterbens zu beschreiben.

Doch wie verhält es sich nun konkret mit unseren Sterbebildern, unseren Vorstellungen und Umgangsweisen mit dem Sterben? Bis vor wenigen Jahrzehnten galt das Sterben in der westlichen Gesellschaft als ein verdrängtes Tabuthema. Verbreitet waren etwa Erzählungen aus Krankenhäusern, in denen Patient*innen zum Sterben in Badezimmer und Abstellräume gebracht wurden und bis zum letzten Atemzug nicht über ihr baldiges Versterben unterrichtet wurden. Die Ausgliederung des Sterbens aus alltäglichen Bezügen wurde eindrucksvoll von Norbert Elias geschildert, in seinem 1982 veröffentlichten Aufsatz, mit dem für sich sprechenden Titel *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen* (vgl. Elias 1982). In diese Zeit fällt auch die Geburtsstunde der Hospizbewegung, die sich bis heute dafür einsetzt, das Sterbethema stärker in den gesellschaftlichen Fokus zu rücken und die *Lebensbedingungen* Sterbender in allen Dimensionen zu verbessern (vgl. Heller et al: 2012).

In den letzten Jahrzehnten ist es anscheinend zunehmend lauter geworden um das Sterbethema. Einerseits ist der Tod insgesamt zu einem beliebten Topos in den Medien geworden. Jeden Tag sterben tausende Menschen auf deutschen Bildschirmen, und das Sterbethema als dramaturgisches Element generiert verlässlich die Aufmerksamkeit des Publikums (vgl. Hempel 2009). Von der tragischen Liebesgeschichte bis zum gewalttätigen Action-Gemetzel zeigt sich das Sterben in unterschiedlichsten Variationen. Zugleich nähern sich zahlreiche Podcasts, Fernsehsendungen und Social-Media-Kanäle dem Thema Lebensende, und beleuchten – mal aufklärerisch-neugierig, mal humorvoll – verschiedene Aspekte um das Sterben. Mit Blick auf den öffentlichen Diskurs sprechen Thomas Macho und Kristin Marek von einer „neue[n] Sichtbarkeit des Todes“ (Macho/Marek 2007:9; Macho 2012: 48).

Zugleich haben sich die Institutionen um die medizinische, pflegerische, psychosoziale und spirituelle Begleitung und Versorgung am Lebensende in den letzten Jahrzehnten in besonderem Maße auf die Bedarfe und Bedürfnisse sterbender Menschen eingestellt, wenngleich in je unterschiedlichem Maß. Der – im Vergleich zu anderen Feldern des Gesundheitswesens – rasante Ausbau der hospizlich-palliativen Versorgungsstrukturen beispielsweise durch die Etablierung der Palliativmedizin als Pflichtfach für alle Medizinstudent*innen (2014) durch das Hospiz- und Palliativgesetz (2015), oder die zahlreichen Neugründungen stationärer Hospize in den letzten Jahren ist Ausweis für eine neue Hinwendung der gesellschaftlichen Unterstützungssysteme zum sterbenden Menschen. Das Ziel dieses Engagements besteht aus der Perspektive der beruflich Tätigen darin, die Lebensqualität der schwerstkranken und sterbenden Menschen und ihrer Zugehörigen bestmöglich zu erhalten, Selbstbestimmung zu ermöglichen und leidvolle Begleitsymptome des Sterbens zu lindern.

Diese neue gesellschaftliche Aufmerksamkeit für die letzte Lebensphase geht einher mit einer Renormierung des Sterbens im Namen der Autonomie und Planbarkeit (vgl. Streeck 2016a), die sich hier jedoch zunächst auf individueller Ebene bewegt. *Gutes Sterben* beschreibt vor diesem Hintergrund ein Sterben, das der individuellen Lebensgestaltung und dem je eigenen Wertekontext einer Person zu entsprechen hat, damit aber zugleich in einer zeit- und kontextgebundenen Vorstellung von Individualität verortet ist. Pflegekräfte, Ärzt*innen, Psycholog*innen und andere therapeutische Berufsgruppen lernen den Umgang mit Sterbenden und treten diesen mit eigenen Idealen des guten Sterbens gegenüber (vgl. Bauer et al. 2022). Die Gestaltungsmöglichkeiten am Lebensende haben sich enorm vervielfältigt – von der Musik im Sterbezimmer bis zu einem bunten Strauß an Bestattungsformen sollen Menschen den Prozess ihres Sterbens und die Handlungen nach ihrem Versterben individuell gestalten können. In Pflegeeinrichtungen und Wohnformen der Eingliederungshilfe haben die Bewohner*innen seit 2017 sogar die Möglichkeit, die Dienste der Gesundheitlichen Versorgungsplanung (Advance Care Planning) in Anspruch zu nehmen, um Maßnahmen für medizinische Situationen festzulegen, in denen sie sich selbst nicht mehr äußern können. Der Umgang mit Sterbenden und Verstorbenen wird zunehmend in den professionellen Kontext verschoben, und das Sterben wird als „Planungsaufgabe“ (Gronemeyer 2012: 55) begriffen, und zwar als individuelle wie auch – bezogen auf ihre Umsetzung – gesamtgesellschaftliche. Mit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Abschaffung des Verbots der geschäftsmäßigen Sterbehilfe im Jahre 2020 könnte der Assistierte Suizid, wenngleich unter sehr bestimmten Voraussetzungen, als eine neue Wahloption zur Lebensbeendigung hinzukommen. Vor diesem Hintergrund scheint sich Sterben in der späten Moderne zu einem letzten biografischen Selbstverwirklichungsprojekt zu entwickeln, welches mit einer Pluralisierung und individuellen Gestaltbarkeit von Sterbebildern einhergeht.

Die Erfahrung der Corona-Pandemie hat zudem eine Gefährdung des Lebens und konkret auch des *eigenen* Lebens gesellschaftlich neu zu Bewusstsein gebracht, die für Nachkriegsgenerationen unbekannt war. Die abstrakte Einsicht *Man stirbt einmal (aber vorläufig passiert das nicht)* wurde zumindest zwischenzeitlich konkret: Der eigene Tod wurde als möglich in Betracht gezogen (vgl. Arnold-Krüger 2021: 560). Insofern trat durch die Pandemie die Tabuisierung des eigenen Sterbens hervor, und zwar gewendet in ihr Gegenteil: Indem das eigene Leben als gefährdet wahrgenommen wurde, wurde das eigene Sterben umso entschiedener ausgeblendet (vgl. Arnold-Krüger 2021: 560). Die individuelle Gefährdung schien jedoch auf, wenn auf allgemeiner Ebene der Schutz von vulnerablen Gruppen oder die Bedingungen zur Verteilung von Ressourcen diskutiert wurden.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, welche Faktoren die Sterbebilder in der Gegenwart prägen. Wurde diese Frage bereits in der Untersuchung Werner Fuchs' *Todesbilder in der modernen Gesellschaft* (1969) implizit behandelt, so tritt sie in jüngster Zeit in der Diskussion über die Authentizität des eigenen Sterbens (Nina Streeck) oder in der Vorstellung einer *Ars moriendi nova* (Daniel Schäfer, Andreas Frewer et.al.), aber auch in Untersuchungen zu medialen Trauer- und Erinnerungskonstruktionen (Thorsten Benkel) zunehmend in den Mittelpunkt. Dies formulierte Frage kann erweitert werden: Welche historischen Kontinuitäten prägen Sterbebilder der Gegenwart und welche impliziten Bedeutungshorizonte sind damit verbunden? Wie verändern neue Kulturtechniken (wie z. B. das Internet, Social Media) die Interpretationen und Praktiken um das Sterben? In welchem Verhältnis stehen die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten, die gesellschaftlichen Ideale des guten Sterbens und die Erwartungen der Versorgungsakteure in der Hospizarbeit und Palliativversorgung zueinander?

Grundsätzlich lässt sich hier ein „Kontaktabbruch“ (vgl. Wils 2014: 132) festhalten. Dieser wird unter anderem deutlich in der Einsicht, dass eine traditionell im religiösen Kontext verortete Jenseitsperspektive zunehmend abgelöst wird durch eine diesseitsorientierte Deutung der eigenen Endlichkeit. Diese Deutung leitet sich vornehmlich aus der Konformität mit der eigenen Biografie und des sozialen Kontextes her. Zumindest in Europa war mit der christlichen Eschatologie über Jahrhunderte eine klare Normativität zur Lebensführung und – aus der *Ars moriendi* heraus – eine Vorbereitung auf das Sterben gegeben (vgl. Reinis 2020: 202). Sollte in das gegenwärtige Sterbebild ein „Sterben ohne Jenseitsperspektive“ (Streeck 2016b: 150) eingezeichnet sein, dann ist hier der Dialog mit der christlichen Eschatologie und ihrer christlich-theologischen Deutung von Sterben und ewigem Leben ein aktuelles Desiderat.¹ Zugleich kann dieser Kontaktabbruch einhergehen mit einer „Ethik ohne Metaphysik“ (Wils 2014: 132). Diese hätte für die Auseinandersetzung mit ethischen Fragestellungen zur Folge, dass der Diskurs darüber reduziert wäre auf „die konträren Fundierungen der strittigen Handlungsnormen“ (Wils 2014: 133). Die weltanschaulichen Vorverständnisse, die diese Normen gründen und flankieren, wären dann jedoch ausgeblendet. Umso mehr stellt sich hier die Frage, ob und auf welche Weise eine durch jenen Kontaktabbruch entstandene Leerstelle gefüllt wird: Worauf beziehen sich Deutungsperspektiven hinsichtlich des Themas *Sterben*? Und lassen sich diese Perspektiven veranschaulichen bzw. liegen ihnen konkrete Anschauungen zugrunde? Inwieweit sind nicht nur *Sterbenarrative*, sondern auch in besonderer Weise *Sterbebilder* in einer zunehmend auf Visualität ausgerichteten Gegenwart bedeutsam? In welcher Form werden Begriffe wie *Selbstbestimmung*, *Autonomie* und *Individualität* auch durch visuelle Vorstellungen definiert und kontrastiert?

¹ Vgl. dazu auch den Beitrag von Malte Dominik Krüger in diesem Band.

2 Inhaltliche Beiträge

Der vorliegende Band präsentiert Beiträge der Tagung *Sterbebilder. Vorstellungen und Konzepte im Wandel*, die am 23. und 24. September 2021 am Zentrum für Gesundheitsethik in Hannover in Kooperation mit dem Landesstützpunkt Hospizarbeit und Palliativversorgung Niedersachsen e.V. stattfand. Im interdisziplinären Dialog der Fächer Theologie, Geschichte, Medizin, Soziologie und Kunstgeschichte wurden dabei die Bilder, Gestaltungs-, Deutungs- und Konstruktionsmuster um das *Sterben* in den Blick genommen und auf die ihnen eigene oder durch sie bewirkte Normativität befragt.

Mit Sterbebildern als Ideal und Norm befasst sich der kulturwissenschaftliche Beitrag von **Prof. Dr. Thomas Macho** (Wien). Macho verweist zunächst auf die Spannung von *anwesend* – *abwesend* der Bildlichkeit: Ein Bild stellt etwas Abwesendes als anwesend dar, indem es in der präsenten Anwesenheit gerade auf dessen Abwesenheit verweist. Bezogen auf die Frage nach *Sterbebildern* macht es, ebenso wie bei der Betrachtung von *Todesbildern*, den Gegenstand des Darzustellenden umso schwieriger – oder aber beschreibt gerade in der Abwesenheit des Dargestellten dessen Inhalt umso angemessener. Der Beitrag befasste sich mit verschiedenen Darstellungen des (eigenen) Sterbens und Todes: Erstens mit den Bildern vom Tod im Schlaf, die seit der Antike (Heraklit) über die Aufklärung bis ins 21. Jahrhundert zu beobachten sind. Das allmähliche Sterben in der Gegenwart erfährt dabei eine neue Wahrnehmung da der Tod als kalkulierbares wie gestaltbares Projekt gefasst werden kann. Die Veränderung der Technik machte neue Bilder möglich und erzeugte zugleich neue Bilder vom Sterben und vom Tod, wie z. B. *Memorialfotografien*. Dazu zählen Leichenfotografien, die Fotografien von Verstorbenen im offenen Sarg, Prozessbilder (still alive – yet dead) aber auch die Bilder von verstorbenen Kindern. Die Auseinandersetzung mit dem individuellen Sterben als vorlaufende Inszenierung des eigenen Todes trat im 21. Jahrhundert in den Mittelpunkt der bildlichen Darstellung. Selbsttötung und Suizidbilder bzw. Bilder des inszenierten Suizids dominieren dabei, möglicherweise auch als einzige konsequente bildliche Darstellungsweise des *jemeinigen Sterbens* (Martin Heidegger).

In historischer Perspektive ist seit Beginn der Moderne eine Veränderung zu beobachten, wie der Beitrag von **Prof. Dr. Dr. Daniel Schäfer** (Köln) zeigte: Während in der Vormoderne der Prozess des Sterbens transzendiert wurde, wird er in der Moderne als diesseitiger Vorgang eingeordnet. Dementsprechend waren Vorstellungen und Deutungen von *Sterben* wie auch die Begleitung des Sterbens bis zum 20. Jahrhundert vornehmlich im religiösen Kontext verortet, wofür vor allem die *Ars moriendi* als Begleitungs-, Vorbereitungs- und Deutungsangebot steht. Anhand der fünf von Ariès vorgestellten Todeskonzepten (Der gezähmte Tod, Der eigene Tod, Der verwilderte Tod, Der romantisch-verklärte Tod, Der in sein Gegenteil verkehrte Tod) rekonstruiert Schäfer veränderte Wahrnehmungsmuster des Sterbens vom Mittelalter bis zur Neuzeit.

Er schlägt vor, die *Enttabuisierung des Todes* als ein neues Konzept einzuführen, welches seit den 1970er Jahren an Bedeutung gewinnt und sich um Themen der Autonomie und Sterbehilfe dreht.

Aus kunsthistorischer Perspektive geraten Sterbebilder vornehmlich als künstlerische Artefakte in den Fokus. Das wird beispielsweise an einer Eichenholztafel vom Meister des Sinziger Kalvarienberges zur *Ars bene moriendi* von 1475 deutlich, wie **Eva Styn** (Düsseldorf) erläutert. Sie zeigt auf, wie Sterben in den christlich geprägten Vorstellungen jener Zeit als letzte und wichtigste Prüfung interpretiert wird, die über den Verbleib der Seele (Himmel, Hölle oder Fegefeuer) entscheidet. Der Teufel lauert auf einen Seelenraub, aber allерhand Heiligenfiguren und nicht zuletzt der gekreuzigte Christus stehen sinnbildlich für die tröstende Hoffnung auf eine himmlische Zukunft. Bestimmte Elemente dieser Seelenwanderung finden sich bis heute wieder, wenn etwa nach dem Tod im Hospiz die Fenster geöffnet werden, damit die Seele einen freien Weg zum Himmel hat.

Aus theologischer Perspektive hat sich historisch und systematisch das christliche Sterbebild erheblich gewandelt. Dabei ist zum einen wichtig, genauer zu bestimmen, was man hier eigentlich unter einem – sprachlichen, mentalen oder äußeren – Bild versteht und was das Adjektiv *christlich* in diesem Kontext bedeutet. Dem widmete sich **Prof. Dr. Malte Dominik Krüger** (Marburg). Er beschreibt die (christliche) Religion grundsätzlich als symbolisierende Bildleistung des Menschen, dem darin eine unberechenbare Alterität (Gott) begegnet, die mit der Gestalt Jesu verbunden ist. Historisch orientiert sich Krüger an Richard Rortys Lesart, wonach das Paradigma des Seins (Antike bis Barock) vom Paradigma des Bewusstseins (Neuzeit, bes. Kant) und schließlich vom Paradigma der Sprache (Moderne, bes. Wittgenstein) abgelöst wurde. Krüger zeigt, wie sich diese unterschiedliche Orientierung an den Paradigmen von Sein, Bewusstsein und Sprache in unterschiedlichen Vorstellungen von Gott und Mensch historisch niederschlug und verdeutlicht dies an prominenten Kunstbildern. Systematisch schlägt Krüger vor, gegenwartsreligiös eine Eschatologie, also Lehre von den letzten Dingen, im Gespräch mit den gegenwärtigen *cultural turns* zu konzipieren, die inzwischen den *linguistic turn* beerbt haben. Christliche Hoffnung angesichts des Todes brauche seiner Meinung nach Bilder, um ihren ‚Wirklichkeitsüberschuss‘ zu artikulieren und ist gerade derzeit auf der Suche nach neuen Bildern, um die alte Hoffnung über den Tod hinaus zu artikulieren.

Ein soziologischer Beitrag befasst sich mit der Symbolisierung von Tod und Trauer. Hier werden das Internet und der digitale Raum derzeit immer wichtiger. Dabei kommt es zunehmend zu sogenannten Delokalisierungsdynamiken, wie **Dr. Thorsten Benkel** (Passau) deutlich macht. Delokalisierung bedeutet eine Entkoppelung von Körper und Identität eines Menschen, die sich in der Trennung von totem Körper und seiner digitalen Verdoppelung insbesondere im Internet zeigt. Dort werden digitale Gräber gepflegt, die Profile Verstorbener

auf sogenannten Social-Media-Plattformen als Trauerseiten gestaltet und zu Lebzeiten Chatbots mit Informationen über einen Menschen gefüttert, sodass die Angehörigen nach dem Tod weiter mit einem digitalen Double kommunizieren können. Anhand zahlreicher Beispiele wird deutlich, dass Internet und Digitalisierung die Verbildlichung Sterbender und Verstorbener insgesamt verändern und diese dabei in höchstem Maße dem Gestaltungswillen der Überlebenden ausgeliefert sind.

Aus der medizinischen Perspektive entfaltet **Prof. Dr. Klaus Hager** (Hannover) das Sterbethema unter den Aspekten *Werden und Vergehen*, *Sterbeprozess* und *Intermediäres Leben*. Mit dem ersten Aspekt ist darauf verwiesen, dass der menschliche Organismus von Geburt an einem Werden und Vergehen ausgesetzt ist, das Sterben als Vergehen insofern mit Beginn des Lebens einsetzt. Mit steigendem Alter nehmen die Regenerations- und Kompensationsfähigkeiten ab, bis im Sterbeprozess die Kompensationsvorgänge endgültig eingestellt werden. Zugleich macht er deutlich, dass der Sterbeprozess in medizinischer Perspektive als ganzheitlicher, nicht nur biologischer Vorgang zu fassen sei. Der Sterbeprozess mündet in den Individualtod (Aussetzen der Atmung, Kreislaufstillstand, Hirntod); im intermediären Leben erlöschen die Organe entsprechen ihrer Empfindlichkeit, und der biologische Tod tritt ein. Die *Bilder* des Sterbens treten hierbei in erster Linie als überprüfbare Werte wie Sauerstoffsättigung oder sichtbare Veränderungen vor und nach dem Versterben eines Menschen hervor. Zugleich bilden diese Werte den Maßstab, anhand dessen der Tod eines Menschen bemessen und belegbar wird.

Ein zweiter soziologischer Beitrag befasst sich einerseits mit Perspektivendifferenzen in einem multiprofessionellen Team in Bezug auf die Vorstellung eines *guten Sterbens* und deren Umsetzung im Kontext eines stationären Hospizes. **Anna Bauer** (München) stellte hier Ergebnisse des DFG-Projektes „*Vom ‚guten‘ Sterben*“. *Akteurskonstellationen, normative Muster, Perspektivendifferenzen* vor, das an der LMU München durchgeführt wird. Sterben findet in institutionellen Kontexten statt und wird multiprofessionell begleitet. Dabei werden multiple Bilder des Sterbens und der Sterbenden erzeugt und es kommt zu Verdopplungen von Perspektiven, die jedoch keine Abbildungen darstellen, sondern als *Repräsentationsform ohne Original* (Armin Nassehi) interpretiert werden können. Diese original-losen Repräsentationsformen haben ihre Rückbindung in den verschiedenen gesellschaftlichen Perspektiven, wobei diese indirekt, nicht eindimensional und teils unreflektiert in die Repräsentationen eingehen. Dem Ideal der Ganzheitlichkeit der Hospizarbeit steht insofern ein Facettenbild gegenüber, das sich aus den Wünschen und Perspektiven der Bewohner*innen und dem multiprofessionellen Team eines Hospizes ergibt.

Eine ethnologische Perspektive interessiert sich für den handlungspraktischen Umgang mit Sterbenden und die in die Praxis eingelassen Bedeutungszuweisungen. Beispielhaft hierfür präsentiert **Lilian Coates** (Frankfurt) eine

Falldarstellung zur künstlichen Ernährung im stationären Hospiz, in der es um das Spannungsfeld zwischen Autonomie und Natürlichkeit geht. Der Wunsch eines Gastes und der Angehörigen nach fortlaufender künstlicher Ernährung über eine PEG-Sonde steht in Konflikt mit den Begleitungsansprüchen von Pflegefachpersonen und des Arztes im stationären Hospiz. Mit Verweis auf die Autonomie fordern die Angehörigen die Weiterführung der künstlichen Ernährung, während das Personal ebenfalls auf die Autonomie des Gastes rekurriert und empfiehlt, die künstliche Ernährung zu beenden. Dabei wird deutlich, dass Autonomie im hospizlichen Kontext nicht nur als individuelle und freie Wahl des Gastes missverstanden werden darf, sondern ihrerseits im Rahmen einer bestimmten Vorstellung von natürlichem und gutem Sterben interpretiert wird.

Dass man über das Sterben auch köstlich schmunzeln kann, zeigen **Dr. Susanne Hirsmüller** (Bremen) und **Margit Schröer** (Düsseldorf) anhand ihrer jahrelangen Sammlung von Todesanzeigen aus Tageszeitungen. Dieser Beitrag wurde im Rahmen der Tagung als humoristisches Abendprogramm integriert und steht insofern für sich. Todesanzeigen stellen besondere Erinnerungen an Verstorbene dar, da sie sowohl eine lokale Öffentlichkeit über den Tod einer Person informieren und zugleich eine ganz spezifische Charakterisierung des Verstorbenen überliefern können. Über die letzten Dekaden lässt sich ein Trend zur Individualisierung von Todesanzeigen ablesen, deren Aufmachung und Inhalt sich von konventionellen Formaten löst und der Identität der Verstorbenen angepasst wird. Markante Sprüche, Gemälde und Gedichte der Verstorbenen, Wortspielereien der Zugehörigen, bunte Fotos der Verstorbenen aus Jugendtagen oder trauernde Haustiere und Pseudonyme von Online-Freunden zieren heute vermehrt die Bekanntgabe von Todesfällen in Zeitungen. Anstelle standardisierter Trauerbekundungen ist eine zunehmende Individualisierung und Biografieorientierung der Traueranzeigen auszumachen.

3 Gemeinsame Perspektiven: Sterbebilder als Forschungsperspektive?

Die in diesem Band versammelten Beiträge nähern sich dem Thema *Sterbebilder* aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Was aber genau sind Sterbebilder und wie lassen sie sich analytisch fassen? Im Zuge eines weiten Bildbegriffs verstehen wir Sterbebilder als mentale, kulturelle Vorstellungen und Konzepte über das Sterben sowie als gegenständliche und visuelle Darstellungen des Sterbens.

Gemein ist beiden Perspektiven, dass sie sich auf einen Prozess beziehen, der zu einem Zeitpunkt beginnt und zu einem anderen Zeitpunkt endet. Schon über den Beginn und das Ende dieses Prozess gibt es – das zeigen die Beiträge

in diesem Band – allerdings unterschiedliche Auffassungen: Während aus medizinischer Perspektive das zunehmende Vergehen des menschlichen Organismus (im Gegensatz zum Aufbau) bereits im Alter zwischen 20 und 30 Jahren überhandnimmt und Sterben mit dem Tod des Organismus sein Ende findet, würden künstlerische Abbildungen von Menschen im 30. Lebensjahr in den seltensten Fällen als Sterbebilder interpretiert werden. Die temporale Einfassung des Sterbeprozesses scheint je nach Perspektive und Gegenstand höchst heterogen zu sein. Eine analytische Perspektive könnte fragen, wovon die temporale Fassung des Sterbeprozesses abhängt und wodurch ganz allgemein kulturelle Vorstellungen des Sterbens als *Vergehensprozess* ihrerseits geprägt sind.

Darüber hinaus unterscheiden sich ein kulturell-gesellschaftliches und gegenständlich-visuelles Sterbebildverständnis – zumindest auf den ersten Blick – voneinander. Kulturelle Vorstellungen des Sterbens als Bilder im Kopf beziehen sich auf Imaginiertes. Sie sind in hohem Maße wandelbar (z. B. durch neue persönliche Erfahrungen des Sterbens) und können der Sache nach als prozesshaft vorgestellt werden. Künstlerische Artefakte (z. B. Gemälde, Skulpturen, Fotografien, etc.) scheinen im Gegensatz dazu zunächst *zeitstabil* – wenngleich ihnen natürlich stets Imaginationsprozesse vorausgehen und möglicherweise auch im Moment der Rezeption stattfinden. Sie wurden zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen, bilden einen konkreten örtlich-zeitlichen Eindruck gegenständlich oder visuell ab und konservieren diese Aufnahme über die Zeit. Dabei stellt sich zunächst die Frage, inwieweit diese *Zeit-Punkt-Aufnahmen* überhaupt in der Lage sind, zeitliche Prozess wie den des Sterbens adäquat darzustellen. Bei genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, dass Sterbeabbildungen insbesondere in Form von audiovisuellen Aufnahmen oder Narrativen durchaus Prozesse darstellen können. In seiner prägnantesten Form sind Videos der letzten Atemzüge von Menschen die scheinbar puristischste Darstellung von Sterbeprozessen und erzeugen ihrerseits je spezifische Bilder und Vorstellungen des Sterbens.

Es lässt sich fragen, in welchem Wechselverhältnis kulturelle Vorstellungen und Konzepte des Sterbens zu gegenständlich-visuellen Darstellungen des Sterbens stehen. Inwieweit können Sterbedarstellungen in der äußeren Welt als Ausdruck kultureller Vorstellungen verstanden werden und inwieweit prägen diese Darstellungen ihrerseits die Sterbebilder im Kopf? Inwieweit kann das eine als Repräsentation des anderen fungieren und welche Spielräume für Kreativität, Eigensinn und Widerständigkeit können sich ergeben?

Wir möchten diesen Band als Impuls für eine stärkere geisteswissenschaftliche Hinwendung zum Sterben verstehen und dazu einladen, den Prozess des Sterbens stärker als interdisziplinäres Thema zu behandeln. Wir möchten ausloten, inwieweit das Sterbebild-Thema geeignet ist, unterschiedliche wissenschaftliche Perspektiven auf das Sterben zusammenzubringen und dadurch neue Erkenntnisse, Fragestellungen und Synergien zu finden. Und wir möchten dazu einladen, die Auseinandersetzung mit dem Sterben gemeinsam zu unter-

nehmen, weil der Umgang mit der letzten Lebensphase viel zu lange ein einsames Thema gewesen ist.

Das Projekt „Sterbebilder“ wurde gefördert durch die Hanns-Lilje-Stiftung und das Niedersächsische Ministerium für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung. Wir bedanken uns für die Unterstützung und danken ebenfalls Dr. Sebastian Weigert vom Kohlhammer-Verlag für das umsichtige Lektorat bei der Entstehung des Bandes.

Allen Beitragenden sei ebenfalls sehr herzlich gedankt: Sie haben sich auf den herausfordernden interdisziplinären Diskurs zu diesem Thema eingelassen. Entstanden ist ein Plural an Perspektiven, der Vielfalt, Wandel und Unveränderliches zeigt.

Literatur

- Arnold-Krüger, Dorothee: Todesangst und Sterbekunst. Corona und die *ars moriendi* (nova), in: Zeitschrift für medizinische Ethik 67/4 (2021), S. 559–573.
- Bauer, Anne / Saake, Irmhild / Breitsameter, Christof: Perspektiven auf Sterbende – Zum Sterben in multiprofessionellen Kontexten, in: Zeitschrift für Palliativmedizin 23 (2022), H. 1, S. 31–37.
- Elias, Norbert: Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen, Frankfurt a. M. 1982.
- Gronemeyer, Reimer: Von der Lebensplanung zur Sterbeplanung. Eine Perspektive der kritischen Sozialforschung, in: Gehring, Petra / Rölli, Marc / Saboroski, Maxine (Hg.), *Ambivalenzen des Todes. Wirklichkeit des Sterbens und Todestheorien heute*, Darmstadt 2007, S. 51–59.
- Heller, Andreas / Pleschberger, Sabine / Fink, Michaela / Gronemeyer, Andreas: Die Geschichte der Hospizbewegung in Deutschland, Ludwigsburg 2012.
- Hempel, Ulrike: Sterben und Tod in den Medien: „Filme über das Sterben sind Filme über das gelungene Leben“, in: Deutsches Ärzteblatt 106 (2009), H. 6, A-244 / B-203 / C-195.
- Krüger, Malte Dominik: Warum heute evangelisch sein? Plädoyer für einen programmatischen Neuansatz, in: Landmesser, Christof / Hiller, Doris (Hg.): *Wahrheit – Glaube – Gelutung. Theologische und philosophische Konkretionen*, Leipzig 2019, S. 79–114.
- Krüger, Malte Dominik: Auf Augenhöhe. Evangelische Theologie nach dem „iconic turn“, in: Praktische Theologie 55/3 (2020), S. 133–139.
- Macho, Thomas / Marek, Kristin: Die neue Sichtbarkeit des Todes, in: Macho, Thomas / Marek, Kristin (Hg.), *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, München 2007, S. 9–21.
- Macho, Thomas: Sterben zwischen neuer Öffentlichkeit und Tabuisierung, in: Bormann, Franz-Josef / Borasio, Gian Domenico (Hg.), *Sterben. Dimensionen eines anthropologischen Grundphänomens*, Berlin/Boston 2012, S. 41–49.
- Reinis, Austra: *Ars Moriendi* – Ritual und Textgeschichte, in: Wittwer, Héctor / Schäfer, Daniel / Frewer, Daniel (Hg.), *Handbuch Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik*, Stuttgart 2020², S. 202–209.
- Streeck, Nina: „Leben machen, sterben lassen“: Palliative Care und Biomacht, in: *Ethik in der Medizin* 28 (2016), H. 2, S. 135–148. (Streeck 2016a)